

18 Synchronizität: sinnvolle Koinzidenzen

Christian Roesler, Daniel Giebeler

Die meisten Menschen haben schon einmal die Erfahrung seltsamer „Zufälle“ gemacht, die ihnen so unwahrscheinlich erschienen, dass sie einen sinnvollen Zusammenhang dahinter vermuteten. In einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zu Außergewöhnlichen Erfahrungen in Deutschland mit 1 510 Teilnehmern gaben 36,7 % der Befragten an, Wahrträume erlebt zu haben, und 18,7 %, außersinnliche Wahrnehmungen im Zusammenhang mit Tod und Krisen. 36,5 % haben die Frage nach der Erfahrung, dass sich bestimmte Dinge plötzlich derart verblüffend gefügt haben, dass sie eindeutig nicht mehr an einen Zufall glaubten, mit „ja“ beantwortet (Schmied-Knittel u. Schetsche 2003, S. 27f.) (vgl. Kap. 3). Dies macht deutlich, dass derartige sinnvolle Zufälle nicht nur von einer marginalen Gruppe von Menschen erlebt werden. Als verbreitetes Phänomen sind sie Gegenstand der Forschung zu außergewöhnlichen Erfahrungen und werden systematisch beschrieben (Belz 2009). Für solche als sinnvoll wahrgenommenen **Koinzidenzen** hat der Schweizer Tiefenpsychologe Carl Gustav Jung den Begriff Synchronizität geprägt (1951, 1952; GW 8). Dem Aufsatz *Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge* (1952) entstammt das klassische Fallbeispiel, das hier zusammengefasst wiedergegeben wird.

Fallbeispiel

Eine Patientin Jungs hatte davon geträumt, dass sie einen goldenen Skarabäus als Geschenk erhalten hatte. In dem Moment, als sie am nächsten Tag in der Therapie davon berichtete, flog ein Käfer in das Behandlungs-

zimmer. Es handelte sich um die in hiesigen Breitengraden nächstverwandte Art eines Skarabäus, den sogenannten Rosenkäfer. Die Therapie der Patientin gestaltete sich bis zu diesem Erlebnis schwierig und machte keine Fortschritte. Erst durch dieses irrationale Ereignis war es der Patientin möglich, ihre äußerst inflexible Identifikation mit ihrer rationalen Bewusstseinstellung zu relativieren und so einen psychischen Wandlungsprozess zu durchleben. Jung erläuterte die archetypische Symbolik des Skarabäus im Zusammenhang mit Tod und Wiedergeburt und setzte sie in Analogie zur psychischen Situation seiner Patientin, die aus einer Situation der Unmöglichkeit der Entwicklung heraus durch Loslassen von der einseitigen Orientierung ihres Ichs einen Weg der psychischen Erneuerung hin zu einem ausgewogeneren Gleichgewicht ihres Ich-Bewusstseins beschreiten konnte. Daran wird deutlich, dass Jung von Anfang an das Konzept Synchronizität im Zusammenhang mit psychotherapeutischen Prozessen und dem Individuationsprozess sah.

18.1 Zur Definition

Definition

Synchronizität

Jungs **Konzept der Synchronizität** ist der Versuch einer Beschreibung und Erklärung der Erfahrung außergewöhnlicher Koinzidenzen. Es sind dabei solche Koinzidenzen gemeint, in denen ein mentales Ereignis im Bewusstsein in Form eines Traums oder Gedankens, einer Fantasie, eines Einfalls oder einer Empfindung mit einem

Ereignis in der sinnlich wahrnehmbaren Welt koinzidiert. Ein kausaler Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen erscheint dabei höchst unwahrscheinlich. Die erlebende Person kann geneigt sein, die beiden Ereignisse in einem Sinnzusammenhang stehend zu sehen. Jung beschreibt demzufolge Synchronizität als einen Fall „sinngemäßer Koinzidenz“ oder auch *bedeutungsvolle Koinzidenz* oder auch als „akausalen Parallelismus“ (Jung 1952, GW 8). Als Synchronizität wird also sowohl ein hypothetisches und der unmittelbaren Erfahrung unzugängliches „Prinzip akausaler Zusammenhänge“ (Jung 1952, GW 8) bezeichnet als auch seine im Bereich des Bewusstseins erfahrbare Entsprechung als synchronistische Erfahrung. Mit Synchronizität ist nicht die unbedingte „Gleichzeitigkeit“ der Ereignisse gemeint, sondern ihre „Gleichsinnigkeit“ (Primas 1996). Aus wissenschaftlicher Perspektive ist hierbei zu beachten, dass die Bezeichnung eines Ereignisses als synchronistisch also immer einen Akt der Bedeutungszuschreibung bzw. Sinngebung durch das erfahrende Subjekt beinhaltet.

Auf die Ebene der **subjektiven Bedeutung**, die das Individuum der Erfahrung in seinem Lebenskontext zuschreibt, heben andere, eher sozialwissenschaftlich orientierte Autoren ab (Deflorin 2003). Jung hat zwar den Begriff der Synchronizität als erster präzise definiert und geprägt, die Untersuchung sinnvoller Koinzidenz hat aber eine weitere Tradition in der sozialwissenschaftlichen und parapsychologischen Forschung. In Befragungen zu *außergewöhnlichen Erfahrungen* geben die Befragten regelmäßig sinnvoll erscheinende, auch ungläubliche Zufälle und verblüffende Fügungen als eine Kategorie solcher Erfahrungen an. Die sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise fokussiert dabei eher auf den sozialen Kontext solcher Erfahrungen sowie deren Präsentation durch die Befragten als auf deren subjektive Erklärungsmodelle. In der Untersuchung

von Deflorin fanden sich hierzu folgende Erklärungsmodelle:

- rationale Erklärungsansätze (dazu ausführlicher unten),
- traditionelle Gottesvorstellungen,
- der „kosmische“ Denker (eine nicht traditionsgebundene, allumfassende Religiosität),
- das Zusammenpassen zweier Ereignisse (was spirituelle Interpretationen ausschließt).

Diese Aufzählung macht eine der zentralen Erkenntnisse dieser Untersuchung deutlich, nämlich dass nicht alle von solchen Erfahrungen Betroffenen dem Geschehen eine irgendwie transzendente oder paranormale Deutung geben.

Auch Jung bemühte sich um ein *Erklärungsmodell* für seinen Begriff der Synchronizität. In diesem Zusammenhang ist unbedingt der Kontakt Jungs zu dem Quantenphysiker und Nobelpreisträger Wolfgang Pauli zu erwähnen. Dieser mittlerweile berühmte **Pauli-Jung-Dialog** erstreckte sich über mehrere Jahrzehnte und beinhaltet einen umfangreichen Briefwechsel sowie gemeinsame Publikationen und theoretische Modellentwürfe, die erst seit einiger Zeit sukzessive veröffentlicht werden (Gieser 2005).

18.2 Theoretische Erklärungen

18.2.1 Der Pauli-Jung-Dialog

Gemeinsam mit Pauli, der seine Kenntnisse aus der Quantentheorie einbrachte, entwickelte Jung den Vorschlag, dass neben dem konstanten Zusammenhang zwischen materiellen Phänomenen in Raum und Zeit mittels kausaler Verursachung ein inkonstanter psychophysischer Zusammenhang durch einen präexistenten Sinn anzunehmen sei, der

durch das **Synchronizitätsprinzip** beschrieben werden könne. Der synchronistische Zusammenhang soll dabei *akausal*, also zum Kausalprinzip *komplementär* sein (Gieser 2005). Die von Jung und Pauli entwickelten Modelle und Überlegungen werden im Folgenden immer wieder aufgenommen, insbesondere bei der aktuellen Fassung einer erweiterten oder generalisierten Quantentheorie. Zunächst aber soll der Ort des Synchronizitätskonzeptes im Zusammenhang mit der Psychologie Jungs erläutert werden.

18.2.2 Das psychoide Unbewusste und der *unus mundus*

Jung interpretierte synchronistische Phänomene als Bestandteil des *Individuationsprozesses*. Der Begriff des Individuationsprozesses ist Jungs Schlüsselkonzept zum Verständnis der Persönlichkeitsentwicklung. Individuation bedeutet eine fortschreitende Bezugnahme des Ich zum Selbst, dem Kern und der potenziellen Ganzheit der Persönlichkeit, weshalb der Individuationsprozess auch als eine Erfahrung der Selbst-Werdung des Ich, der Ganzwerdung beschrieben werden kann. Dabei kommt das Ich in Kontakt mit dem *Unbewussten*, welches häufig in einem gegensätzlichen und kompensatorischen Verhältnis zum Bewusstsein steht. Das Ich kommt in der Erfahrung des Unbewussten in Berührung mit der allgegenwärtigen Gegensatzstruktur der Gesamtpsyche in Form der *Archetypen*, und der Individuationsprozess erscheint als der erwähnte, vom Selbst durch Hervorbringung unbewusster Inhalte kontinuierlich initiierte Weg der Koordination, Relativierung und Vermittlung zwischen der Spannung von Gegensätzen. Im fortschreitenden Individuationsprozess vollzieht sich so eine Überwindung der Einseitigkeit der Persönlichkeit hin zur deren

Ganzheit. Der Individuationsprozess wird dabei initiiert und beeinflusst von den Archetypen, *a priori* vorhandenen Grundmustern der Psyche bzw. der psychischen Entwicklung, die das Unbewusste strukturieren und sich dem Bewusstsein durch Träume, Symbole etc., aber auch durch Symptome psychischer Störungen mitteilen. Die Archetypen steuern den Individuationsprozess des Individuums und zielen auf die Ergänzung der Persönlichkeit bzw. den Ausgleich von Einseitigkeiten ab (Roesler 2012).

Unter dem Einfluss des Dialogs mit Pauli erweiterte Jung seinen Archetypenbegriff hin zum Konzept des Psychoids. Damit ist gemeint, dass der *Archetypus an sich* Ausdruck einer **transzendentalen Einheitswirklichkeit** ist, in der Psyche und Materie zwei Aspekte einer an sich ungeteilten Einheit darstellen (Jung 1946, GW 8). Dies wurde analog zu den Erkenntnissen der Quantenphysik in Bezug auf die Doppelnatur des Lichts (einmal als Welle, einmal als Teilchen) formuliert. Diese hypostasierte Einheitswirklichkeit bezeichnete Jung als *unus mundus*. Die Idee war, dass sich die Archetypen im *unus mundus* noch in einem Zustand der Potenzialität befinden, der offen lässt, ob sie sich im Bereich des Mentalen oder des Physischen manifestieren werden – oder eben synchron in beiden, wie im Falle von Synchronizität.

Es kann angenommen werden, dass im Verlaufe eines individuellen Individuationsprozesses bei einer Person eine erhebliche Einseitigkeit vorliegt, z. B. eine extrem rationale Bewusstseinsorientierung, sodass der andere Pol des bipolaren Archetyps, hier das Irrationale, Emotionale, Intuitive, gänzlich im Unbewussten verbleibt und nach Kompensation der Einseitigkeit strebt. Durch die Einheitswirklichkeit von Geistigem und Physischem im Psychoid muss sich nun der unbewusste Pol nicht zwangsläufig ebenfalls nur im Psychischen manifestieren (z. B. als

Traumbild), sondern kann sich potenziell auch in der physikalischen Welt äußern, was dann einer Synchronizität entspräche, wie im oben angeführten Beispiel vom Skarabäus.

Als Ausdruck der *kompensatorischen Funktion des Unbewussten* gegenüber dem Bewusstsein werden synchronistische Ereignisse so zu Erfahrungen mit Bedeutung für den Individuationsprozess eines Menschen, hin zu einem psychischen Gleichgewicht und der fortschreitenden Selbstwerdung (Jung 1952, GW 8). Explizit betont Jung selbst dabei den kompensatorischen Wert, welchen das Erleben einer außergewöhnlichen Koinzidenz, eines „Wunders“, durch Relativierung der rational orientierten Aspekte der Bewusstseinsfunktionen einer Person besitzt. In diesem Sinne muss eine Synchronizitätserfahrung als ein **Symbol** verstanden werden, so wie Jung auch Träume oder bildnerische Gestaltungen als Ausdruck der schöpferischen Kraft des Unbewussten versteht, die dem Bewusstsein Symbole anbietet, um Gegensatzspannungen bzw. Konflikte zu überwinden.

Im Grunde formuliert Jung hier die Hypothese eines *psychophysischen Zusammenhangs*, einer Kontingenz zwischen Psyche und Materie durch einen präexistenten Sinn. Diese soll das besonders in westlichen Kulturen verbreitete Modell eines materialistischen Reduktionismus und der mit diesem einhergehenden Subjekt-Objekt-Trennung zu Gunsten einer transzendentalen Perspektive ersetzen. Psyche und Materie erscheinen dann als zwei in ihrer Trennung durch das Bewusstsein hervorgebrachte Aspekte einer zugrunde liegenden Einheitswirklichkeit. Dies lässt aus Jungscher Sicht das moderne naturwissenschaftliche Weltbild als „psychologisch präjudizierte Teilansicht“ erscheinen, Raum, Zeit und Kausalität werden als psychologische Konstrukte verstanden, die der diskriminierenden Funktion des Bewusstseins entsprin-

gen und erst mit Einführung der Messung definiert werden – weswegen Jung auch experimentelle Forschung als prinzipiell ungeeignet für die Untersuchung von Synchronizitäten erachtet. Durch diese – psychologische – Fundierung seiner ontologischen Realität wird das Synchronizitätsprinzip zu einem Erklärungsfaktor, durch den es erst möglich wird, ein ganzheitliches Urteil über die Gesamtheit empirischer, auch der aus materialistisch-naturwissenschaftlicher Perspektive unverständlichen Phänomene der menschlichen Lebenswelt zu treffen.

18.2.3 Zur Kritik an Jungs Erklärungskonzepten

Jung changiert zwischen der Position, die Doppelnatur der Archetypen durch empirische Synchronizitätsphänomene zu belegen, und der Position, Synchronizitätsphänomene durch den Charakter der Archetypen zu erklären, womit er in einen *Zirkelschluss* gerät. Darüber hinaus bezeichnet er Synchronizität als Ausdruck eines inkonstanten psychophysischen Zusammenhangs, der auf Regelmäßigkeit der Phänomene ausgerichteten statistischen Methode experimenteller Forschung nicht zugänglich sei, bezieht sich jedoch im gleichen Zug auf Befunde experimenteller Forschung als Evidenz für seine Annahmen (ein Widerspruch, der Jungs gesamtes Werk durchzieht; vgl. Roesler 2010).

18.2.4 Rationale Erklärungen und das Problem der Wahrscheinlichkeit

Die Hypothese, Synchronizitäten liege ein *Sinn* zugrunde, ist insofern problematisch, als der Zufall als Erklärung für die Koinzidenz niemals absolut ausgeschlossen wer-

den kann. Da die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von **Spontanphänomenen** nicht festlegbar ist, kann das Zustandekommen synchronistischer Ereignisse immer auf eine zugrunde liegende Unterschätzung von Wahrscheinlichkeiten reduziert und ihr Auftreten prinzipiell als eine mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu erwartende reine Zufallskorrelation beschrieben werden. Die Annahme eines sinnvollen Zusammenhangs erscheint vor diesem Hintergrund nur im Sinne einer *subjektiven Bedeutungszuschreibung* eines Individuums haltbar. Es ist jedoch unmöglich, das Nichtvorhandensein eines Kausalnexus empirisch nachzuweisen, da ein solcher möglicherweise besteht, jedoch aufgrund seiner Komplexität mit der angewandten Forschungsmethodik nicht nachgewiesen werden konnte (Primas 1996), wie auch umgekehrt eine akasale Verbindung empirisch nicht nachgewiesen werden kann. Diese kann, da inkonstant und flüchtig, nicht Gegenstand experimenteller naturwissenschaftlicher Forschung sein, die auf replizierbare Ergebnisse abzielt (Jung 1952, GW 8).

18.2.5 Eine erweiterte oder generalisierte Quantentheorie

Das von Pauli und Jung entwickelte **Modell akausaler Zusammenhänge** markiert einen generellen Abschied von einer kausalen, deterministischen Wirklichkeitsauffassung. *Kausalität* und *Synchronizität* werden danach jeweils als extreme Spezialfälle eines gemeinsamen Kontinuums verstanden (für eine ausführliche Darstellung dieses komplexen psycho-physikalischen Modells s. Gieser 2005, S. 273 ff.). Ausgehend von diesen Überlegungen Paulis und Jungs hat sich in den letzten Jahren das Modell einer er-

weiterten oder generalisierten Quantentheorie entwickelt (vgl. Walach 2003; Atmanspacher et al. 2002), womit quantenphysikalische Prinzipien auf den Bereich der Psychologie übertragen werden können. Damit eignet es sich auch als grundlagentheoretisches Modell für viele Bereiche der Anomalistik (vgl. Kap. 7). Zentral ist hierbei der Begriff der Nichtlokalität oder *Verschränkung* aus der Quantenphysik. In einem berühmten Artikel von 1935 haben Einstein, Podolsky und Rosen (nach Walach 2003) argumentiert, dass in einem verschränkten System aus der Messung eines Teiles des Systems der Zustand des anderen unmittelbar festgelegt und vorhergesagt sei (Verschränkungskorrelation). Das sei auch dann der Fall, wenn beide Teile des Systems große Distanzen voneinander entfernt sind. Diese theoretischen Überlegungen wurden seit den frühen Achtzigerjahren in einer Reihe von Experimenten bestätigt. Eine generalisierte Quantentheorie schließt an diese Erkenntnisse an und postuliert, dass die besagten Gesetzmäßigkeiten auch auf die makrophysikalische Ebene bzw. auf den psychophysischen Zusammenhang übertragbar sind. Als Voraussetzung gilt, dass die untersuchten Größen oder Elemente sogenannte nichtkommutierende oder komplementäre Observablen sind, bei denen nur eine von beiden jeweils scharf bestimmbar bzw. messbar ist und die andere dementsprechend unbestimmt sein muss – dann liegt Verschränkung vor. Der Begriff „nichtkommutierbar“ meint, dass die Plätze der Observablen nicht austauschbar sind. Im Begriff der Komplementarität liegt die Anschlussstelle an Jungs Konzept der Gegensatzspannung der Archetypen. Entsprechend der **generalisierten Quantentheorie** wären also Synchronizitäten dann zu erwarten, wenn in einem System (z. B. einer Familie) Gegensatzspannungen vorhanden sind, von denen

der eine Pol des Gegensatzes im System bewusst ist oder gelebt wird, der andere unbewusst ist (z. B. Autonomie vs. Bindung) (vgl. Kap. 35).

Sodann ließen sich Jungs psychoide Archetypen, in deren Konzeption Psyche und Materie als komplementäre Aspekte einer ungeteilten Wirklichkeit, des *unus mundus*, erscheinen, in Analogie zur Komplementarität in der Quantenphysik lesen. Entsprechend den Verschränkungskorrelationen in der Quantentheorie würden demnach auch bei der Übertragung in den psychologischen Bereich verschränkte Teilsysteme nicht als Individuen existieren. Beispiele wären die Übertragungs-/Gegenübertragungsbeziehung von Therapeut und Klient (bzw. das interaktive Feld in der Analytischen Psychologie), Phänomene beim systemischen Familienstellen (bei dem Rollenspieler unwissentlich Symptomatiken übernehmen oder unbewusstes Wissen produzieren) etc. Korrespondierend dazu verschwinden die Synchronizitätsphänomene, wenn der bisher unbewusste Pol bewusst gemacht wurde.

18.2.6 Bezüge und Unterschiede zwischen Synchronizitätskonzept und Anomalistik bzw. Erforschung außergewöhnlicher Erfahrungen

Der Begriff Synchronizität wird sowohl rein phänomenologisch für die Beschreibung einer als bedeutungsvoll erlebten sinngemäßen Koinzidenz als auch im Sinne einer erklärenden Theorie verwendet. So wird Jungs Theorie der Synchronizität beispielsweise als ein potenzielles *psychophysisches Erklärungsmodell* für den entsprechenden Teilbereich paranormaler Phänomene angeführt (Belz 2009). Ein Unterschied zwischen Synchronizität und paranormalen Phänomenen be-

steht darin, dass Jung die abstrakte Annahme eines *akausalen Prinzips* (Jung 1952, GW 8) macht, welches die koinzidierenden Ereignisse verbindet, wohingegen in einigen theoretischen Modellvorstellungen der Parapsychologie an einem verbindenden Kausalnexus paranormaler Natur zur Erklärung paranormaler Phänomene festgehalten wird (s. Kap. 7). In ihrer extremen Formulierung bei Pauli an dessen Lebensende wird Synchronizität zum Normalfall und Kausalität ihr Spezialfall (vgl. Gieser 2005). Zudem beschreibt die eher sozialwissenschaftlich orientierte Forschung zu paranormalen Phänomenen Koinzidenzen als Bedeutungszuschreibungen durch einen Beobachter, während sich für das Jungsche Synchronizitätskonzept hier eine archetypische, individuumsunabhängige Bedeutung manifestiert.

18.3 Forschung und empirische Befunde

18.3.1 Häufigkeit und Verbreitung des Phänomens

Wie schon oben erwähnt, wurden in empirischen Untersuchungen hohe Verbreitungshäufigkeiten für die Erfahrung verblüffender Zufälle ermittelt. Temme (2003) berichtet in ihrer Studie zu Wahrträumen, dass in einer repräsentativen Erhebung 36,7% der Befragten angaben, sie hätten schon einmal etwas geträumt, was sich später bewahrheitet habe. Hier zeigte sich auch, dass die Inhalte der berichteten Träume bzw. Ereignisse sich um wenige inhaltliche Themenfelder drehten: Tod und existenzielle Krisen sowie große Veränderungen im Leben der Betroffenen, wie zum Beispiel das Zusammentreffen mit dem späteren Ehepartner, ein Bruch in Familienbeziehungen oder eine missglückte Operation.

Die häufigste Form der Erfahrung bilden mit 47,9% Träume und Visionen mit realistischem Bezug zu einem Realereignis. 26,7% entfallen auf Ahnungen, gefolgt von Träumen und Visionen, deren Entsprechung zu einem Realereignis eher symbolischer Natur (15,1%) ist (Sannwald 1959). Wahrträume werden häufig als besonders klar, emotional intensiv und leicht zu erinnern beschrieben (Schredl 1999). Siehe hierzu auch Kapitel 10.

18.3.2 Bisherige Forschung

Wie schon erwähnt, stand Jung selbst empirischer Forschung insbesondere in Bezug auf Synchronizität zwiespältig gegenüber. Trotzdem sah er Hinweise für eine Bestätigung seiner Theorie vor allem in Befunden experimenteller parapsychologischer Forschung und in Erkenntnissen der Quantenmechanik. Hier bezog Jung sich vor allem auf die für ihn analoge Akausalität sogenannter unverursachter Ereignisse, wie die Halbwertszeit radioaktiver Elemente (Jung 1952, GW 8), und erachtete die Synchronizität, ebenso wie die Akausalität in der Quantenmechanik, als zwei Spezialfälle des metaphysischen Prinzips des allen Phänomenen letztlich zugrunde liegenden *Allgemeinen ursachelosen Angeordnetseins* (Primas 1996).

Die bisher am häufigsten angewandte Methode zur Untersuchung sinnvoller Koinzidenzen ist die der qualitativen Analyse von **Einzelfallstudien**. Systematische wissenschaftliche Untersuchungsmethoden finden sich jedoch bisher noch relativ selten in der Literatur (Coleman et al. 2009), was zumindest für den Bereich der Analytischen Psychologie eindeutig auf die oben dargestellte Grundhaltung Jungs zurückgeführt werden kann. Diese Einzelfallanalysen (vgl. z. B. Williams 1957; Keutzer 1984; Guindon u. Hanna 2002) weisen methodologisch eher den Cha-

rakter „poetischer“ Forschung auf, welche in Abgrenzung zu empirischer Forschung ihre Erkenntnisse vor allem aus der psychoanalytischen Situation unter Einbezug von Alltagsbeobachtungen und Introspektion gewinnt (Roesler 2010). Trotz wachsendem Interesse am Thema der Synchronizität, welches sich in einem deutlichen Anstieg entsprechender Publikationen zeigt, ist der Anteil an im Rahmen eines wissenschaftlichen Diskurses ernstzunehmenden Untersuchungen weiterhin relativ gering (Coleman et al. 2009). Einige Publikationen, die die Synchronizität im Jungschen Sinne aufgreifen, verfolgen das Ziel einer Klärung ihres ontologischen Status als psychophysisches Phänomen, indem sie es mit potenziell synchronistischen Prinzipien in anderen Wissensbereichen vergleichen. Diese betreffen beispielsweise die Systemtheorie und Chaosforschung (Cambray 2004), die Biologie (Donati 2004), die östliche Philosophie (Mansfield 1998) sowie die Quantenphysik (Mansfield 1998; Lucadou et al. 2007). Besonders interessant, weil systematisch ausgearbeitet, ist der Ansatz von von Lucadou et al. (2007), der dem oben dargestellten Verständnis von „synchronistischen Phänomenen als Verschränkungskorrelationen der *Generalisierten Quantentheorie*“ folgt.

Eine andere Gruppe von Untersuchungen widmet sich vor allem der **statistischen Analyse** von größeren Sammlungen von Spontanfällen, die meist Fragen der Kategorisierung von Phänomentypen und Korrelationen mit soziodemografischen Merkmalen und Persönlichkeitsvariablen zum Gegenstand haben (Sannwald 1959; Schouten 1983). Am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene (IGPP) in Freiburg entstanden einige Arbeiten auf Basis qualitativer Interviews, welche sich schwerpunktmäßig mit Erklärungsmustern von Déjà-vu-Erlebnissen (Schmied-Knittel

2003a), Inhalt und Bedeutung von Wahrträumen (Temme 2003) (vgl. auch Kap. 10), Interpretationen und Deutungsmustern bei Präkognition im Zusammenhang mit Todesfällen (Schmied- Knittel 2003) und subjektiven Erklärungsansätzen für außergewöhnliche Zufälle (Deflorin 2003b) beschäftigen.

Es existieren bislang kaum systematische empirische Arbeiten zur Phänomenologie synchronistischer Erfahrungen. Eine Ausnahme bildet die Studie von Hanson und Klimo (1998). Die beiden Autoren analysierten Berichte von Personen, die die Erfahrung gemacht hatten, wie eine Reihe unvorhergesehener Umstände oder Ereignisse in der Weise koinzidierten, dass eine erwünschte Folge daraus resultierte. Neben einigen für die Berichte universellen Themen stellten die Autoren bei 56 % der Teilnehmer auch synchronistische Aspekte im Rahmen der Erfahrung fest. Eine weitere am phänomenologischen Ansatz orientierte Studie untersucht die Bedeutung von synchronistischen Erfahrungen und der mit ihnen verbundenen affektiven Reaktionen und Interpretationen im Kontext von Trauerprozessen. Dabei konnte deren unterstützende und heilsame, weil sinnstiftende Funktion bei der Trauerbewältigung herausgearbeitet werden (Hill 2011). Hinsichtlich der Persönlichkeitsvariablen von Personen, die synchronistische Erfahrungen berichten, wurde ein schwacher Zusammenhang mit Tendenz zur Introversion und Gefühlsorientierung gefunden, wobei die Thematik der Erfahrungen häufig um Tod, Krisen und Verlust kreist und die Bezugspersonen eher Verwandte oder nahe Angehörige sind. Synchronistische Erfahrungen scheinen also eher in Lebensphasen aufzutreten, bei denen ein gewisses Ausmaß an emotionalem Stress zu erwarten ist.

Deflorin (2003) beschreibt in ihrer Interviewstudie mit 83 Personen, die Synchroni-

zitätserfahrungen berichtet haben, subjektive Erklärungsmodelle der Befragten (s. o.). Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass der auf empirischen Arbeiten basierende Forschungsstand zur Synchronizität bis dato ein eher *fragmentarisches Bild des Phänomens* zeichnet.

18.3.3 Synchronizität und Psychotherapie

Jung selbst betont die klinisch relevanten Aspekte der Synchronizität nur wenig und arbeitet sie dementsprechend kaum explizit aus. Allerdings stellt er von Anfang an Synchronizitätsereignisse in einen Zusammenhang des *therapeutischen Prozesses* als Individuationsprozess. Fordham (1957) betont das Potenzial, welches damit verbunden ist, Synchronizität in einem klinischen Kontext, in der analytischen Situation, zu untersuchen; in dieser Situation ergibt sich nämlich die wichtige Möglichkeit, die Erfahrung in einem individuellen Kontext, unter den spezifischen Umständen ihres Auftretens und unter Berücksichtigung der beteiligten psychologischen Faktoren und Dynamiken zu untersuchen.

Es konnte festgestellt werden, dass synchronistische Ereignisse in der analytischen Situation besonders in Sitzungen mit hohem emotionalem Stress und im Zusammenhang mit der Thematisierung archetypischer Träume auftraten. Synchronistische Ereignisse im Kontext der Therapie liefern, analog zu den symbolischen Repräsentationen der Inhalte von Träumen, wichtige Informationen hinsichtlich aktueller archetypischer Prozesse (Hopcke 2009). Dem Rechnung tragend wird bezüglich konkreter therapeutischer Techniken von Bolen (1979) und Keutzer (1984) vorgeschlagen, mit synchronistischen Erfahrungen in Analogie zur

Traumarbeit mittels der üblichen *analytischen Deutungsmethoden* zu arbeiten. Einige geeignete Beispiele und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten für ein psychologisches Verständnis synchronistischer Erfahrungen sind beispielsweise bei Hopcke (2009) und Williams (1957) zu finden.

Es existiert auch eine Studie einer französischen Freudianerin über Fälle von Hell-sichtigkeit und Präkognition in der Psychotherapie, die sogar eine Theorie über die biografischen Hintergründe derartig begabter Personen formuliert (Laborde-Nottale 1995).

18.3.4 Eigene Studie

In einer noch nicht abgeschlossenen empirischen Studie der beiden Autoren dieses Beitrags ist die Entwicklung eines Untersuchungsinstruments bzw. Dokumentations-schemas konzipiert, das es ermöglichen soll, synchronistische Erfahrungen nach theoretisch und empirisch relevanten Kriterien zu dokumentieren und in einem analytischen

Schritt in allgemeiner Weise zu klassifizieren. Auf der Basis der Analyse von 40 Fallberichten synchronistischer Erfahrungen unterschiedlicher Provenienz wurden zunächst relevante Kategorien synchronistischer Erfahrungen in einer ersten inhaltsanalytischen Auswertung aus dem analysierten Material extrahiert. Langfristig wird damit intendiert, ein Verfahren zu schaffen, das es ermöglicht, größere Stichproben synchronistischer Erfahrungen systematisch und vergleichbar zu erheben und über Einzelfallbeschreibungen hinaus spezifischer zu analysieren. Die Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse der Fallberichte fließen in dem in Tabelle 18-1 dargestellten Auswertungsschema zusammen:

Wie aus dem Schema ersichtlich wird, finden sich in dem untersuchten empirischen Material durchaus schon systematische Muster, so geht z. B. der Erfahrung ein bestimmter Kontext voraus, der häufig von *Krise* oder zumindest einem *Veränderungsdruck* gekennzeichnet ist. Zur systematischen Untersuchung des Auftretens synchronistischer Ereignisse im psychothera-

Tab. 18-1 Ergebnisse der qualitativen Fallanalyse der Fallberichte.

Kontext	Veränderung	allgemein Krise Wachstum
	Stabilität	allgemein Konflikt
	spezifisch (Ort)	Paarbeziehung Familie andere soziale Beziehung Beruf andere
	psychologische Situation	Hoffnung Angst persönliche affektive Beziehung

Tab. 18-1 (Fortsetzung)

Ereignis I: der innere Zustand	Thema Inhalt Symbolik	mit negativem Affekt mit positivem Affekt
	Typ der Erfahrung	Traum Halluzination Vision Ahnung (Emotion, spontanes Verhalten, physiologische Reaktion, physikalischer Effekt, Information)
	Fokus-Person(en)	Selbst andere: familiär, nicht familiär, anonym
Ereignis II: das koinzidierende Ereignis	Thema Inhalt Symbolik	mit negativem Aspekt mit positivem Aspekt
	Manifestation	psychologischer Zustand externales Ereignis
	Fokus-Person(en)	Selbst andere: familiär, nicht familiär, anonym
Koinzidenz	subjektive Erklärung	Gott/Höheres Wesen magische Kausalität transzendente Wirklichkeit unerklärbar/anomal
	Konsequenzen	
Relationen	Zeit	synchron asynchron
	Raum	koinzidierend distant
	Fokus-Person(en)	Teilnehmer Beobachter (mit/ohne Fokusperson) Stellvertreter (aktiv/passiv)
Typ der Koinzidenz		Realistisch symbolisch
	Subtyp	Präkognition Telepathie Hellsehen

peutischen Kontext soll das Schema in den nächsten Jahren im Rahmen der Forschungsplattform der Deutschen Gesellschaft für Analytische Psychologie (www.cgjung.de/forum) eingesetzt werden, um

zunächst ein Corpus an ausführlich dokumentierten Ereignissen zu erstellen. Dazu wird das Schema um Angaben zum Kontext der Psychotherapie (Patientendaten, Verlauf usw.) ergänzt (vgl. Tab. 18-2).

Tab. 18-2 Psychotherapeutischer Kontext.

Patient	Psychopathologie	z. B. Depression, Trauma
	biografischer Hintergrund	
	Psychodynamik	Komplexe Konflikt(e) Abwehrmechanismen interpersonale Beziehungen
	Persönlichkeit	Typologie: z. B. introvertiert vs. extravertiert psychodynamisch: z. B. zwanghaft, hysterisch evtl. Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik
	frühere synchronistische/ paranormale Erfahrungen	
	äußere Lebenssituation	z. B. Krise, Scheidung
Therapeut	Persönlichkeit	Typologie: z. B. introvertiert vs. extravertiert psychodynamisch: z. B. zwanghaft, hysterisch
	frühere synchronistische/ paranormale Erfahrungen	
	äußere Lebenssituation	z. B. Krise, Scheidung
	Übertragung	
Psychotherapie	Gegenübertragung	
	Entwicklung	Therapieziele Verlauf der Therapie aktuelle Themen/Situation
	Konsequenzen	für Leben des Patienten für Psychotherapie für therapeutische Beziehung

Hypothesen über die Bedeutung des synchronistischen Ereignisses und Zusammenhänge mit Psychodynamik und Verlauf der Therapie bzw. der Entwicklung des Patienten (Individuation).

18.4 Ausblick auf weitere Forschung

Schon Hans Bender (1966) hatte gefordert, dass das Ereignis I., z. B. ein präkognitiver Traum, dokumentiert sein sollte, *bevor* das kritische Ereignis II. eintritt, um die Möglichkeit eines Déjà-vu-Erlebnisses bzw. generell einer retrospektiven Umgestaltung der Erinnerung auszuschließen. Das hier vorgestellte Konzept einer systematischen Dokumentation würde es zumindest ermöglichen, eine Reihe von Kontextdaten, z. B. zur Psychodynamik und Persönlichkeit des Patienten, evtl. sogar das Ereignis I. (z. B. einen Traum), zu dokumentieren, bevor es zu einer synchronistischen Erfahrung kommt. Aus unserer Sicht ist dies die bislang systematischste Herangehensweise an Synchronizität, die wissenschaftliche Kriterien der *Überprüfbarkeit* und *Objektivität* zu realisieren versucht. Das hier vorgestellte Konzept würde es auch ermöglichen, einen Zusammenhang zu untersuchen, wie er bei Hanson und Klimo (1998) erwähnt ist, nämlich dass ein synchronistisches Ereignis nicht einzeln für sich zu betrachten ist, sondern in einer Serie, die auf einen Zielpunkt hin läuft. So könnten in einigen Jahren besser fundierte Daten und Erkenntnisse zum Auftreten von Synchronizität vorliegen, die es erlauben, Aussagen über die von Jung postulierten Sinnzusammenhänge in eben diesen Ereignissen zu machen.

Zur vertiefenden Lektüre

- Combs A, Holland M. Die Magie des Zufalls: Synchronizität – eine neue Wissenschaft. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1992.
- Deflorin R. Wenn Dinge sich verblüffend fügen. Außeralltägliche Wirklichkeitserfahrungen im Spannungsfeld zwischen Zufall, Unwahrscheinlichkeit und Notwendigkeit. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). Alltägliche Wunder. Würzburg: Ergon 2003.
- Gieser S. The Innermost Kernel. Depth Psychology and Quantum Physics – Wolfgang Pauli's Dialogue with C. G. Jung. New York: Springer 2005.
- Hopcke RH. Zufälle gibt es nicht: Synchronizität – die verborgene Ordnung unseres Lebens. München: Limes 1997.
- Peat FD. Synchronizität: die verborgene Ordnung. Das sinnvolle Zusammentreffen kausal nicht verbundener Geschehnisse – die moderne Wissenschaft auf der Suche nach dem zeitlosen Ordnungsprinzip jenseits von Zufall und Notwendigkeit. Bern: Scherz 1989.

Literatur

- Atmanspacher H, Römer H, Walach H. Weak quantum theory: complementarity and entanglement in physics and beyond. *Foundations of Physics* 2002; 32: 379–406.
- Belz M. Außergewöhnliche Erfahrungen. Göttingen: Hogrefe 2009.
- Bender H. The Gotenhafen case of correspondence between dreams and future events. *International Journal of Neuropsychiatry* 1966; 2: 114–97.
- Bolen JS. The Tao of Psychology: Synchronicity and the Self. New York: Harper & Row 1979.
- Cambray, J. Synchronicity as emergence. In: Cambray J, Carter L (eds). *Analytical Psychology: Contemporary Perspectives in Jungian Analysis*. Hove and New York: Brunner-Routledge 2004.
- Coleman SL, Beitman BD, Celebi E. Weird coincidences commonly occur. *Psychiatric Annals* 2009; 39(5): 265–70.
- Donati M. Beyond synchronicity: the worldview of Carl Gustav Jung and Wolfgang Pauli. *Journal of Analytical Psychology* 2004; 49: 707–28.
- Fordham M. Reflections on the archetypes and synchronicity. In: Fordham M (ed). *New Developments in Analytical Psychology*. London: Routledge & Kegan Paul 1957.
- Guindon MH, Hanna FJ. Coincidence, happenstance, serendipity, fate or the hand of god: case studies in synchronicity. *The Career Development Quarterly* 2002; 50: 195–208.

- Hanson D, Klimo J. Toward a phenomenology of synchronicity. In: Valle R (ed). *Phenomenological Inquiry in Psychology: Existential and Transpersonal Dimensions*. New York: Plenum Press 1998.
- Hill J. Synchronicity and Grief: the Phenomenology of Meaningful Coincidence as Itarises during Bereavement. Palo Alto, California, Institute of Transpersonal Psychology, Diss. 2011.
- Hopcke R. Synchronicity and psychotherapy: Jung's concept and its use in clinical work. *Psychiatric Annals* 2009; 39(5): 287–96.
- Jung CG. Theoretische Überlegungen zum Wesen des Psychischen (1946). In Jung CG. *Die Dynamik des Unbewussten (Gesammelte Werke, Bd. 8)*. Zürich: Rascher 1967; 185–267.
- Jung CG. Über Synchronizität (1951). In Jung CG (1967). *Die Dynamik des Unbewussten (2. Aufl., Gesammelte Werke, Bd. 8)*. Zürich: Rascher 1967; 579–91.
- Jung CG. Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge (1952). In Jung CG. *Die Dynamik des Unbewussten (2. Aufl., Gesammelte Werke, Bd. 8)*. Zürich: Rascher 1967; 475–577.
- Keutzer C. (1984). Synchronicity in psychotherapy. *Journal of Analytical Psychology* 1984; 29: 373–81.
- Laborde-Nottale E. *Das zweite Gesicht. Übernatürliche Phänomene in der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta 1995.
- Lucadou W v, Römer H, Walach H. Synchronistic phenomena as entanglement correlations in generalized quantum theory. *Journal of Consciousness Studies* 2007; 14(4): 50–74.
- Mansfield V. *Tao des Zufalls. Philosophie, Physik und Synchronizität*. München: Diederichs 1998.
- Primas H. Synchronizität und Zufall. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie* 1996; 38(1): 61–91.
- Roesler C. *Analytische Psychologie heute. Der aktuelle Forschungsstand zur Psychologie C.G. Jungs*. Basel, Freiburg: Karger 2010.
- Roesler C. Archetypen – Ein zentrales Konzept der Analytischen Psychologie. *Analytische Psychologie* 2012; 170, 43(4): 487–509.
- Sannwald G. Statistische Untersuchungen an Spontanphänomenen. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie* 1959; 3: 59–71.
- Schmied-Knittel I. Erinnerungen an die Zukunft. Inhalt, Struktur und Deutungen von Déjà-vu-Erfahrungen. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). *Alltägliche Wunder. Erfahrungen mit dem Übersinnlichen – wissenschaftliche Befunde*. Würzburg: Ergon 2003a; 39–63.
- Schmied-Knittel I. Todeswissen und Todesbegegnung: Ahnungen, Erscheinungen und Spukerlebnisse. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). *Alltägliche Wunder. Erfahrungen mit dem Übersinnlichen – wissenschaftliche Befunde*. Würzburg: Ergon 2003b; 93–120.
- Schmied-Knittel I, Schetsche M. Psi-Report Deutschland. Eine repräsentative Bevölkerungsumfrage zu außergewöhnlichen Erfahrungen. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). *Alltägliche Wunder. Erfahrungen mit dem Übersinnlichen – wissenschaftliche Befunde*. Würzburg: Ergon 2003; 13–38.
- Schouten SA. Quantitative Analysen paranormaler Spontanberichte. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie* 1983, 25(3/4): 1–27.
- Schredl M. Präkognitive Träume. Überblick über die Forschung und Zusammenhang zum Traumerleben. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie* 1999; 41: 134–58.
- Tart CT. Causality and synchronicity: steps toward clarification. *Journal of the American Society of Psychical Research* 1981; 75: 121–41.
- Temme T. „Ich sehe was, was Du nicht siehst“. Wahnträume und ihre subjektive Evidenz. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). *Alltägliche Wunder*. Würzburg: Ergon 2003; 65–92.
- Walach H. Generalisierte Quantentheorie (Weak Quantum Theory): Eine theoretische Basis zum Verständnis transpersonaler Phänomene. In: Belschner W, Hofmann L, Walach H (Hrsg). *Auf dem Weg zu einer Psychologie des Bewusstseins*. Oldenburg: BIS 2003; 13–46.
- Williams M. An example of synchronicity. *Journal of Analytical Psychology* 1957; 2: 93–5.